

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bilz, Rudolf
Studien über Angst und Schmerz

Paläoanthropologie. Zweiter Band

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 44
978-3-518-27644-0

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 44

Paläoanthropologie: das ist für Bilz die Lehre vom Menschen, der als eigene Art gesehen wird, aber als eine Art, die sozusagen noch nicht fertig ist. Das besondere Interesse von Bilz gilt den Verhaltensähnlichkeiten zwischen Mensch und Tier in typischen Situationen, ohne daß vorschnell vom Tier auf den Menschen geschlossen wird. Es geht ihm um den Nachweis animalisch-biologischer Stammesmerkmale des Menschen in seinen scheinbar rationalen Verhaltensbegründungen. Diese anthropologische Perspektive bleibt aber nicht spekulativ: sie wird empirisch verifiziert durch eine Fülle eigenen und fremden Beobachtungsmaterials.

Rudolf Bilz
Studien über Angst und Schmerz

Paläoanthropologie Band 1/2

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1974
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 44
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1971

Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
ISBN 978-3-518-27644-0

Inhalt

V. Studien über Angst und Schmerz 7

24. *Der Subjektzentrismus im Erleben der Angst.* 25. *Die Kuckucks-Terz. Eine paläoanthropologische Studie über die Disgregations-Angst.* 26. *Über die menschliche Schuld-Angst. Erörterungen über die Tat und das Motiv-Objekt.* 27. *Die Intention zur motorischen Verkürzung und zur Elevation der Extremitäten im Angsterleben.* 28. *Von den Schmerzen der Tiere. Eine vergleichende Untersuchung über das Schmerz-Erleben und Schmerz-Verhalten bei Tieren und Menschen.*

VI. Situationen der Geborgenheit und der Ausweglosigkeit 125

29. *Pole der Geborgenheit. Eine paläoanthropologische Untersuchung über raumbezogene Erlebnis- und Verhaltensbereitschaften.* 30. *Ausweglosigkeit. Erleben und Verhalten des Subjekts in den Situationen der Ausweglosigkeit.*

VII. Das Syndrom unserer Daseins-Angst (Existenz-Angst) 171

Erörterungen über die Misère unseres In-der-Welt-Seins

31. *Urängste im Rahmen der sog. Daseins-Angst (Existenz-Angst).* 32. *Die Integrations-Tendenz der fünf Urängste.* 33. *Der Voodoo-Tod und die Daseins-Angst.* 34. *Ethnologische und psychiatrische Kasuistik.* 35. *Das Prinzip der Barmherzigkeit.*

VIII. Probleme der Identität in paläoanthropologischer Sicht. Identische Exekutiven und Mythologeme 229

36. *Das menschliche Identitätsbewußtsein.* 37. *Identische Exekutive und Mythologem.* 38. *Identische Exekutiven in der Negierung.* 39. *Die Identische Exekutive einer Bejahung.* 40. *Die menschheitsgeschichtlich ältesten Mythologeme.* 41. *Das Mythologem vom Tod und von der Wiedergeburt.* 42. *Einblicke in die Werkstatt des Wahns.*

V. Studien über Angst und Schmerz

- 24. Der Subjektzentrismus im Erleben der Angst
(1965)
- 25. Die Kuckucks-Terz
Eine paläoanthropologische Studie über die Disgregations-Angst
(1956)
- 26. Über die menschliche Schuld-Angst
Erörterungen über die Tat und das Motiv-Objekt
(1958)
- 27. Die Intention zur motorischen Verkürzung und zur Elevation der Extremitäten im Angsterleben
(1956)
- 28. Von den Schmerzen der Tiere
Eine vergleichende Untersuchung über das Schmerz-Erleben und Schmerz-Verhalten bei Tieren und Menschen
(1962)

Die vorliegenden Aufsätze wurden in dem Zeitraum von neun Jahren – zwischen 1956 und 1965 – veröffentlicht. Da der Angst des Menschen eine grundlegende Bedeutung zukommt, soll über die Angst- und Schmerz-Angst-Zuordnungen im zusammenschauenden Rückblick einiges ausgesagt werden: Angst und Schmerz sind Affekte, die einander verwandt sind. Beide gehören zu den Cannonschen »Notfall-Reaktionen«: Es gibt eine Angst, die sich auf drohenden Schmerz bezieht. Man erinnere sich der Prügelstrafen oder der Drohungen, denen früher in der Kindererziehung Bedeutung zukam. Auch die jungen Paviane, die ungefähr im Mannesalter stehen, werden bedroht, wenn sie gewisse Grenzen einer Unterordnungs-Schicklichkeit nicht respektieren, und sogar erwachsene Tiere noch. Man »erzieht« mittels Angst vor dem strafenden Schmerz und regiert damit auch. Wir wollen bedenken, daß es Prügelstrafen früher in der Strafjustiz und z. B. auch bei der Marine und beim Militär gegeben hat. Soweit mir bekannt ist, hat erst Napoleon I. das Spießrutenlaufen in der französischen Armee abgeschafft, in dem eine Lynch-Form des Anstoßnehmens zu sehen war, und Charles Darwin berichtet davon, wie die englischen Matrosen in Bleiplatten bissen, um den Schmerz »verbeißen« zu können, wenn sie gezüchtigt wurden. So könnte von einem Erziehungs-Schmerz und der Angst vor diesem Schmerz gesprochen werden. Auch der seelische Schmerz, der Tadel z. B., ist in diese Betrachtung zu stellen. »Man hat ihm«, dem Lehrling beispielsweise, »eine Rüge erteilt.« Dabei ist zu bedenken, daß zugleich die Angst vor dem Anstoßnehmen, d. h. Ausgelacht-Werden, im Spiele ist. Diese Angst vor der Schande ist der Sonderfall einer Angst. Merkwürdigerweise gehören die Worte »Scham« und »Schande« etymologisch zusammen.

Unter Subjektzentrismus – ein Begriff, den ich im Jahre 1962 prägte (»Psychotische Umwelt«) – versteht man die Evidenz des Subjekts, im Mittelpunkt eines Kreises zu stehen. Alles, was sich ringsumher ereignet, wird von dem Subjekt erlebt, als ob es auf es, auf das Subjekt, bezogen sei. Wir brauchen die

Wendung: Es ist auf ihn »gemünzt«. Man sitzt oder steht da, als wäre man mit Antennen gespickt, die in den Erlebnis-Kreis hineinragen. Ich habe auch das Gleichnis vom Hohlspiegel gebraucht, weil wir so eine Dimension gewonnen haben: Das Subjekt ist im Brennpunkt des dreidimensionalen Raums, der ihm zum Erlebnis-Raum wird. Die Tiere leiden vermutlich genauso, ja mehr und intensiver, ausschließlicher als wir unter dem Subjektzentrismus: Einer meiner Kater kommt in das Haus gelaufen, sobald es donnert. Sein Ziel ist der Hauskeller, wo er sich bis auf weiteres versteckt hält. Es gibt Menschen, die unter dem Subjektzentrismus einer Gewitter-Angst leiden, aber auch Tiere, und man wird sogar sagen müssen, daß es das Animal im Menschen-Subjekt ist, das die Menschen in diese Not bringt. Die Angst-Befindlichkeit und das Mißtrauen verstärken die Tendenz, das Geschehen um das Subjekt her auf sich selbst zu beziehen. Man wird sagen können, daß die Wildtiere mehr als die zahmen Haustiere vom Subjektzentrismus erfüllt sind. Daraus ergibt sich die »Omnisektorelle Aufmerksamkeit« (III/17) ausgerechnet der wilden Tiere. Zahmheit wäre demnach mit »Vertrauen« gleichzusetzen. Das Wildtier muß ständig sichern, weil es »dem Frieden nicht traut«. Es könnte von einem »Pessimismus« in diesen Zusammenhängen die Rede sein. Man wird diese Aussage sogar begründen können: Das Wildtier ist stets in Gefahr, die Beute des Menschen oder auch die Beute anderer Tiere zu werden, während das Haustier zunächst geschützt ist. Auch seine Stunde wird kommen, aber es weiß davon nichts. Zunächst wird es vom Menschen geschützt, und im Interesse des Menschen sogar vor den feindlichen Tieren geschützt.

Der vorliegende Aufsatz über den Subjektzentrismus (V/24) will zeigen, daß uns der »Subjektzentrismus im Angst-Erleben« um so näher liegt, je primitiver, d. h. unkomplizierter wir leben. Der wahre Philosoph aus Griechenland, der sich mit Aussagen über Gott beschäftigt, ist seinerseits einem Subjektzentrismus ausgeliefert, daher das Mißverständnis auch auf seiner Seite, aber er hat die animalisch-primitive Stufe

verlassen, wo es sich nur um Sein oder Nichtsein handelt. »Sein oder Nichtsein, das ist die Frage«, mit dieser Formel läßt sich ausgezeichnet operieren: Auf der animalischen Ebene handelt es sich nur um das »Sein-oder-Nichtsein«. Es wird in diesen »Studien über Angst und Schmerz« gezeigt, daß es keineswegs etwa »die Angst schlechthin«, sondern daß es mancherlei Situationen der Angst und mancherlei Angst-Verhalten und Angst-Erleben gibt. Angst kann zur Flucht führen, doch ist dieses Verhalten nur als Sonderfall anzusehen. Strenggenommen sollte man nicht sagen, daß »die« Angst »zur Flucht führt«, sondern die Aussage müßte lauten: diese bestimmte Angst ist eine Flucht-Angst. Sie unterhält die Flucht-Motorik. Man kann in ihr die Innenseite dieses keuchenden Angst-Erlebens sehen. »Die Angst beflügelt den eilenden Fuß«, hieß es bei Schiller, jedoch nicht »die Angst schlechthin«, sondern diese Angst in dieser Situation bei diesem Subjekt ist Flucht-Angst. Von der Angst des ungetreuen Hirten im Johannis-Evangelium, der wegrief, als der Wolf in die Herde einbrach, sagt Augustinus, der Kirchenvater: *timor est fuga*. Wohlgemerkt: *est*. Da wird nicht das Prinzip der Kausalität herangezogen, sondern es handelt sich um die Identität.

Man kann bei der Betrachtung der Angst-Formeln zu der Überzeugung kommen, daß Angst, und zwar mancherlei Angst, in unserem Dasein der grundlegende Affekt, Heidegger würde sagen: die grundlegende »Befindlichkeit« des Subjekts ist. Es sollen einige dieser Angst-Formeln aufgezählt werden, um von dem vorwissenschaftlichen Verdacht abzulenken, daß Angst und Flucht in jedem Fall koinzidieren. In Analogie zu dem mehr als tausend Jahre alten »timor est fuga« des Kirchenvaters formulieren wir: *timor est clamor*. Da handelt es sich etwa um ein Kind, das einen großen Hund um die Ecke springen sieht und laut nach seiner »Mama« ruft, sei es, daß es dabei wegläuft, sei es, daß es stehen bleibt. Dieses Kind tendiert zur Geborgenheit im Schutze der Mutter. Das ist eine paläoanthropologische Zuordnung, die sich in dem

Angst-Geschrei bekundet. Es gibt auch eine Angst, deren Angst-Verhalten in einem Stuhldrang zu sehen ist. Während der Bombenangriffe im Krieg konnte man ihr begegnen: *timor est defaecatio*. – Gerade jetzt, wo die Bomben fielen, lief diese Frau in ihre Wohnung. Im Keller selbst, etwa hinter einem Vorhang, hätte es ein Behelfs-Klosett geben müssen, aber daran hatten die hohen Herren nicht gedacht. Das Subjekt mußte hinaufsteigen in das Stockwerk, weil es die Blamage nicht auf sich nehmen wollte, vor allen Leuten einen Haufen zu setzen. Daß es diese Panne tatsächlich gibt, lehrt uns die Sprache. Wir alle kennen die sprichwörtliche Wendung »vor Angst in die Hosen machen«. So kam bei dieser Frau das Moment der Flucht rein additiv dazu, aber es war nicht die Flucht vor den Fliegern, sondern vor den Blicken der Hausbewohner. Interessant ist dabei das Biologische Radikal: Diese Frau hätte die Rechte erheben und zu den Fliegern hinaufrufen können: »Vous m'en merdez!« Da sind wir bei dem Thema vom »Umweltbezug der Darmfunktion« (III/16). Der Darm sichert den Platz gegen diese über den Luftraum eindringenden Fremden. Das Subjekt ist im Brennpunkt des Hohlspiegels. Es steht subjektzentriert im Mittelpunkt des feindlichen Bombenangriffs. Dabei wäre zu bemerken, daß diese Frau, die jeweils in Defäkations-Not geriet, wenn die Bomben fielen, eine ausgesprochene Vagotonikern war. Ich habe nicht die Absicht, alle Angst-Verhaltens-Formeln hier aufzuzählen. Wichtig ist mir zu zeigen, daß man differenzieren muß, d. h. daß man nicht sagen kann, jede Angst »führt zur Flucht«. Man kann diese vorwissenschaftliche Primitivität nicht oft genug anprangern. Im Gegenteil, die Frau mit dem Stuhldrang läuft nicht weg, sondern verteidigt sich hier an Ort und Stelle, indem sie sich gleichsam verdoppelt: Die Innenseite ihres Darms will zu einer abschreckenden Außenseite werden. Nur auf zwei der Angst-Formeln will ich eingehen, weil sich in den vorliegenden »Studien über Angst und Schmerz« entsprechende Aufsätze (V/27 und V/25) finden: Eine dieser Angst-Verhaltensweisen, die ich im Krieg erstmals

beobachten konnte, hat noch überhaupt keinen Namen, obgleich es sie gewiß seit Urzeiten als ein paläoanthropologisches Merkmal gibt. Ich behelfe mich mit der umständlichen Überschrift: Die nach oben tendierende Festhalte-Angst. Die andere Angst, die ich flüchtig erwähnen will, ist die Disgregations-Angst, die der Kontakt-Rufe bedarf, und zwar bedient sie sich überraschenderweise der »Kuckucks-Terz« (V/25). Diese Angst findet sich auch bei den in Sozietäten lebenden Tieren: Man erinnere sich der Kontaktrufe innerhalb der über uns dahinfligenden Kranich-Formationen. Der Generalnener, der für diese Angst gilt, ist ebenfalls in der Formel *timor est clamor* zu sehen. Das Subjekt sucht die Geborgenheit in der Gruppe, der es angehört.

Das im Krieg entdeckte, bisher unbekannte Angst-Verhalten eines Beamten, der während der Schlacht von Stalingrad seinen Amtssitz in Berlin verließ, findet sich ausführlich dargestellt in dem Aufsatz V/27. Hier nur eine Nachbemerkung, die sich auf die Biologischen Radikale bezieht: Ein Pferd, das in Angst ist, wird nicht nach oben tendieren. Das Pferd ist ein Steppentier und hat sozusagen stets seine horizontale Steppe bei sich, auch wenn es im Stall steht. Die Steppe läßt nur die Flucht in der Horizontalen zu, insofern gilt der Satz, daß das Pferd ein »steppenangepaßtes« Verhalten zeigt. Es verhält sich »steppenhaft«, während sich der Mensch paläoanthropologisch-baumhaft verhält, indem er ein Angst-Verhalten zeigt, das aufwärts tendiert. Wenn spitzhörnchenartige Tiere unsere Vorfahren sind, so versteht sich die Angstflucht-Tendenz nach oben. Man wird freilich sagen müssen, daß der Mensch in einem doppelten Sinne an die Vertikale und die Tendenz nach oben gebunden ist: phylogenetisch sowohl als auch ontogenetisch-biographisch. Mit anderen Worten: Als Kind wurde er oben am Hals der Mutter getragen. Auch das dem Menschen-Säugling verwandte Affen-Baby hängt seiner Mama am Hals oder reitet auf ihr, wenn sie sich fortbewegt. Von dieser aufwärts tendierenden Angst gilt: »Hinauf! Hin-auf strebt's.« Und ebenso passen die letzten Worte aus

Goethes »Ganymed« in diese unsere Situation: »Aufwärts! Umfangend umfangen! Aufwärts an deinen Busen, alliebender Vater!« – Für das zur Flucht-Angst tendierende Pferd, um bei dem Vergleich zu bleiben, ist weder in der Phylogenetese noch in der Ontogenese ein Hinweis auf ein nach oben tendierendes Sicherheits-Verhalten zu finden.

Ich muß bekennen, daß ich mit der Entdeckung des angeborenen Verkürzungs-Angst-Mechanismus (V/27) zunächst kein Glück hatte. Man gab mir, wenn ich die scherhafte Aussage Nietzsches gebrauchen darf, dazu zunächst die »Genehmigung« nicht: Ich hatte die Krankengeschichte, die auf die Formel *timor est contractio et adhaesio* hinwies, auf einem Psychiater-Kongreß vorgetragen, damit aber keine Zustimmung gefunden. Als ich wegging, gesellte sich einer der Kollegen zu mir, der der Diskussion beigewohnt hatte. Er sagte, daß er nicht öffentlich für mich eingetreten sei, um sich nicht lächerlich zu machen, aber er wolle mir nun unter vier Augen sagen, daß ich nicht kapitulieren möge: Er selbst sei einmal in einer entsetzlichen Angst-Verfassung gewesen, wobei sich ihm die von mir geschilderte Festhalte-Hand in der Verbindung mit der Aufwärts-Tendenz der Füße ergeben habe. – Selbstverständlich hätte ich auch ohne diese Bestätigung an meiner These festgehalten, denn was ich beobachtet hatte, war als empirische Tatsache nicht wegzudiskutieren.

In dem Vortrag selbst erwähnte ich die israelitische Bundeslade (2. Mos. 25,17), die ich zu der bootsartigen Sänfte der Akan-Könige an der Goldküste (Westafrika) in Beziehung setzte: »Kaporeth«, den Namen der Deckplatte dieser an Stangen tragbaren, aus Akazienholz gezimmerten Lade (Alfred Bertholet: *Wörterbuch der Religionen*, Artikel Bundeslade, Stuttgart 1952), hatte Luther mit »Gnadenstuhl« übersetzt. Wenn auch hier der Sieg davon abhing, daß die Füße des Königs den Erdboden nicht berührten, so wäre das gut zu vereinbaren mit dem Bericht über die Amalekiterschlacht (2. Mos. 17), auf die der Aufsatz (V/27) Bezug nimmt. Ich deute diese Zusammenhänge hier nur flüchtig an, um den Ausfüh-

rungen in dem Aufsatz selbst nicht vorzugreifen. Gut zu dieser magischen Offensiv-Waffe (»Gott mit uns!«) paßt der Text 4. Mos. 10,35: »Und wenn die Lade zog, so sprach Mose: Herr, stehe auf! Laß deine Feinde zerstreut und die dich hassen flüchtig werden vor dir!« –

Abschließend soll uns eine terminologische Grundtatsache beschäftigen: Ich pflichte H. Hediger darin bei, daß das oberste Prinzip im Dasein der Tiere die *Feindvermeidung* ist. Wenn ich diesen Terminus gebrache, so bringe ich zum Ausdruck, daß dem Subjekt eine Stimmung innewohnt, die man als Sorge oder Besorgnis oder Vorsicht und Mißtrauen bezeichnen könnte. Es sei in diesem Zusammenhang an unsere Ausführungen über den *Subjektzentrismus* erinnert. Im Grunde also sind Feindvermeidung und Mißtrauen einander gleichzusetzen. Es liegt eine effektorische Aussage vor, wenn ich von der Feindvermeidung spreche. Mit anderen Worten: Das Subjekt vermeidet durch ein Sichern und durch die Beachtung von leibhaft-realen Gegebenheiten den Effekt, in die Gewalt seiner Feinde zu fallen. Paviane z. B., was ich selbst in Afrika beobachten konnte, trinken nur aus Wassersstellen, in deren Nähe Bäume stehen, auf die sie flüchten können. Auch ihre Marschordnung, wenn sie abends heimkehren, dürfte der Feindvermeidung dienen, genauso wie die bewundernswerte Disziplin, die die Horde zeigt, wenn am Abend Feinde in der Nähe ihrer Schlafbäume erscheinen. Mit dem Ausdruck »Feindvermeidung« wird der »Effekt« gekennzeichnet, dagegen wird nichts über die subjektive, innere Verfassung des Subjekts ausgesagt. Unsere unilineare Sprache kann nicht alle entscheidenden Tatsachen im gleichen Atem bringen. Fällt dagegen der Akzent auf die subjektive Verfassung, womit das Bedeutungs-Erleben der Tiere gleichzeitig gemeint ist, so müßte von ihrer »Befindlichkeit« die Rede sein. Der »effektorischen« Aussage entspricht demnach die »subjektiv-qualifikatorische« Aussage. Bedeutungsverleihung ist Zuteilung von Qualitäten. Hierbei blicken wir in die innere Werkstatt des Subjekts. Wenn es aber wahr ist,

daß tatsächlich der Feindvermeidung die entscheidende Bedeutung zukommt, nicht etwa dem Sexus oder der Nahrungs-Appetenz, dann besagt diese Feststellung, daß das Subjekt zeitlebens von einer Vorform der floriden oder panischen Angst erfüllt ist. Es liefe auf die Aussage hinaus, daß der Angst und Sorge, dem Mißtrauen oder wie man diese Angst-Gewärtigung bezeichnen mag, die kardinale Bedeutung zukommt. Wenn es in dem einleitenden Kapitel hieß, daß die der animалиschen Urzeit folgende prophetisch-schamanistische zweite Stufe menschlichen Existierens an den Wahnsinn erinnert, d. h. daß auf dieser Stufe imaginäre Alpha-Partner erscheinen, die die Menschen zu Zucht und Gesittung zwingen, stehen wir erneut vor der Angst-Zuordnung. Zusammenfassend möchte ich sagen, daß die Welt, in der wir leben, nicht eine logisch geordnete Welt ist. Es dominiert die animalische Ordnung mit ihren Affekten, während sich unsere logischen Fähigkeiten im Rahmen der alten Zuordnungen ihrerseits ordnend bewegen sollten.

24. Der Subjektzentrismus im Erleben der Angst

(1965)

Der Barfüßermönch Johannes Pauli aus Thann im Sundgau berichtet in einer etwa um das Jahr 1520 erschienenen Schrift (1), wie eine Disputation zwischen einem griechischen Philosophen und einem Narren stattfand. Man hatte diesen als einen Gelehrten herausgeputzt, und zwar in der Hoffnung, daß der Philosoph nicht merke, wen er vor sich habe. Keiner von beiden sollte bei dem Disput den Mund auftun. Der erste Gestus, den der Grieche zeigte, bestand darin, daß er den Zeigefinger erhob. Der Philosoph wollte damit sagen, daß es nur *einen* Gott gibt. Der Narr, der den erhobenen Zeigefinger auf sein persönliches Wohl und Wehe bezog, meinte, daß ihm der Philosoph ein Auge ausstechen wollte. Daraufhin erhob er zwei Finger, um anzudeuten, daß er seinem Gegner *beide* Augen ausstechen würde, wenn dieser ihn angreife. Wer den Zeige- und den Mittelfinger demonstrativ emporstreckt, pflegt dabei den Daumen abzuspreizen, so daß der verängstigte Narr in Wahrheit drei Finger zeigte. Der Grieche nickte befriedigt, denn er war jetzt sicher, daß er von dem vermeintlichen Philosophen richtig verstanden worden war: Hatte er selbst auf den Monotheismus angespielt, so wies nun der andere »Gelehrte« offensichtlich auf die Trinität hin. Um auszudrücken, daß Gott alle Dinge offenbar sind, zeigte der Grieche jetzt seinem Gegner die offene Handfläche vor. Dieser blieb in der Stimmung der Angst überzeugt, daß es der Grieche auf Gewalttätigkeiten abgesehen habe. Der Narr deutete die ausgestreckte Hand als eine Ohrfeigen-Drohung. Daraufhin ballte er die Faust, um darzutun, daß er dem Philosophen eins auf den Kopf geben werde, wenn ihm dieser ins Gesicht schlagen sollte. Es standen sich also, biologisch gesprochen, Drohung und Gegendrohung gegenüber. Aber wieder war der griechische Philosoph hocherfreut. Er fühlte

sich verstanden, denn die Faust, interpretierte er, wolle zum Ausdruck bringen, daß Gott in seiner Gewalt alle Dinge »beschlossen« hält, während uns seine Urteile verborgen sind. Die Faust ist tiefenpsychologisch in der Tat das Symbol der Gewalt und gleichzeitig das der Verborgenheit. Damit hatte die Diskussion ihr Ende. Johannes Pauli, der wie Pieter Breughel u. a. die seinerzeit gängigen Sprichwörter »illustrieren« wollte, spielte mit dieser Anekdote auf das bekannte Zitat an: »Si tacuisses philosophus manisses.«

Geistige Turniere, die vor einem großen Zuschauer- und Hörerkreis stattfanden, waren in früheren Jahrhunderten nichts Ungewöhnliches. Die Austragung freilich, die sich allein der Mimik und des Gestus bedient, war nicht die Regel. Es soll sie jedoch gegeben haben. Man erinnere sich an entsprechende Szenen in Rabelais' *Gargantua und Pantagruel*. Die Feststellung ist uns interessant, daß es der primitive Narr ist, der biologisch-urtümlich, d. h. paläoanthropologisch, reagiert. Es liegt auf der Hand, daß bei einer Diskussion, die auf die Eindeutigkeit des Wortes verzichtet, leichter Mißverständnisse möglich sind als in den verbalen Auseinandersetzungen, und selbst Worte lassen zuweilen mancherlei Aneinander-Vorbeireden zu. Wir erkennen in dem Verhalten des Narren das Phänomen des »Subjektzentrismus«: In seiner Angst, von einem tiefen Mißtrauen erfüllt, reagiert er so, als ob jede Bewegung des Griechen auf ihn persönlich gemünzt sei. Wie sich der Fremde auch immer verhält, alles ist auf das Subjekt zentriert.

Es ist anzunehmen, daß überall in der Welt die plötzlich vorgestreckte Hand instinktiv als Ohrfeigen-Hand empfunden wird oder empfunden werden kann. Man darf sich vorstellen, daß auch ein Schimpanse zusammenschrückt, wenn man plötzlich die Hand gegen ihn vorstreckt. Das ist die Homologie, auf die wir hinweisen: »Fremd« und »Feind« sind ursprünglich dasselbe, was sich auch in den Sprachen bekundet: Unser deutsches »Gast« ist das lateinische »hostis« (= Feind). In der Sprache der Bakairi-Indianer in Südamerika

begegnet uns die folgende Gleichsetzung: nicht *unser* = *fremd* = *feindlich*. – Vor Fremden muß man auf dem *Quivive* sein! Die Stimmung der Angst ist dem Fremden gegenüber am Platze. Stimmung ist gleichzusetzen mit Erlebnisbereitschaft. Es ist niemandem verwehrt, die subjektzentrierte Erlebnisbereitschaft des Narren als »paranoisch« oder als »Wahnstimmung« zu bezeichnen. Im Falle des Schimpansen dagegen wird man psychopathologische Formulierungen vermeiden, weil sein Subjektzentrismus im Gegenteil als Ausdruck seiner Gesundheit anmutet.

Es ist vorgekommen, daß mir Leute einen kranken Vogel ins Haus brachten, einen Wildfang, den sie ruiniert hatten. Da ich in dem Ruf stehe, Vögel aufzuziehen, sollte ich den Vogel gesund pflegen. Dabei hörte ich dann: »Er frißt nicht mehr, aber er ist jetzt zahm. Früher flatterte er so herum, jetzt scheint er sich an uns gewöhnt zu haben.« Das entspricht dem, was wir unter der extremen vagotonen Verfassung verstehen, die als Apathie anmutet. Das Tier, mit anderen Worten, ist im Sterben begriffen. Man kann dieser Taube Nahrung anbieten, oder was auch immer, man kann in die Hände klatschen, sie reagiert nicht mehr, sie bezieht es in ihrer Verfassung einer vagotonen Apathie nicht mehr auf sich. Kurz gesagt: Sie hat ihren Subjektzentrismus verloren und damit zugleich die Möglichkeit des Angst-Verhaltens.

Der Begriff Subjektzentrismus ist durch das Gleichnis vom Hohlspiegel zu illustrieren, wobei der gekrümmten Fläche die Umwelt, dem Brennpunkt das Subjekt entspricht. Mit anderen Worten: Das erlebende Ich wird angesprochen von den Valenzen, den Begriff im Sinne Russels gebraucht, die auf das Subjekt zentriert sind. Ursprünglich, von dieser Annahme gehen wir aus, waren im natürlichen Ordnungsgefüge der Welt auch beim Menschen Spiegel und Brennpunkt einander so zugeordnet, wie es sich im Verhalten der Tiere beobachten läßt. Andererseits sind die Intentionen des Subjekts im gegenläufigen Sinn den Trägern der Valenz zugeordnet, so daß eine Korrespondenz resultiert, der das Merkmal der »Angemes-

senheit« zukommt. So ist die Biene blumenhaft, und zwar in ihrer Anatomie sowohl als auch in ihrem Verhalten, und andererseits ist die Blüte bienenhaft, so daß man mit Goethe von einem »Gleich und Gleich« sprechen könnte: »Die müssen wohl beide für einander sein.« Der Begriff »Angemessenheit« wird uns noch zu beschäftigen haben. Es ist interessant, daß nicht nur der Narr in der Paulischen Anekdote, sondern zugleich auch der griechische Philosoph einem Subjektzentrismus verfällt: Als er die Drohungen seines Partners wahrnimmt, die wirklich als Drohungen gemeint sind, faßt er diese im Sinne des theologischen Disputs auf, den er mittels seiner Gestik eröffnet hat. Daß es auch in der geistigen Ebene einen Subjektzentrismus gibt, einen Subjektzentrismus, der das Mißverständnis herbeiführt, nehmen wir zur Kenntnis.

Dem Subjektzentrismus im Angst-Erleben kommt eine besondere Bedeutung zu. Er fällt in einem doppelten Sinn aus dem Rahmen der anderen biologisch-primitiven Formen des subjektzentrierten Erlebens. (Nur von diesen biologischen Formen soll hier die Rede sein.) Es gibt einen nahrungsbezogenen Subjektzentrismus, den auch die Tiere bezeugen, wenn ihnen die Geruchsstoffe einer Nahrung zugewieht werden. Sie verhalten sich so, als stünde ihnen eine Mahlzeit bevor, so wie auch uns in dieser Situation »das Wasser im Munde zusammenläuft«. Darin hat sich, wenn wir stammesgeschichtlich denken, vermutlich im Laufe der Jahrtausende oder Jahrmilliarden nichts geändert. Auch sinnliche Reize anderer Art, etwa die geschlechtlichen Valenzen, sprechen uns an, als ob wir gemeint seien, so wie sie unsere Vorfahren vermutlich erregt haben. Man erinnere sich eines Passus bei Hesiod¹, der sich auf die weibliche Koketterie, und zwar auf das kokette Wackeln mit dem Hinterteil bezieht. Unser Nervensystem ist, wenn wir uns diese tautologische Aussage gestatten dürfen, »auf den Subjektzentrismus hin konstruiert«. Der Hohlspie-

¹ Es handelt sich um die Wendung *gyné pygostólos*, die sich in *Werke und Tage* findet, vielleicht zu übersetzen mit »scharwenzeln« oder »schwänzeln«. Diesem Getue kommt die Bedeutung einer sexuellen Valenz zu.